

Dominik Erdmann und Johannes Görbert im Gespräch mit Manfred Maschke

Teilhaben, Aufrütteln, Erzählen

Manfred Maschkes Briefeschreiben

Zusammenfassung

Der Artikel widmet sich dem Schreiben des Berliners Manfred Maschke, der seit seinem zweiten Lebensjahr in Betreuungseinrichtungen für Menschen mit Behinderungen lebt und der seit 30 Jahren beharrlich gegen seine Exklusion anschreibt. Grundlage hierfür sind, erstens, ein Korpus von mehr als 100 Schriftstücken, die im Archiv der Fürst-Donnersmarck Stiftung hinterlegt sind sowie, zweitens, Gespräche mit dem Autor selbst. Im ersten Teil des Artikels stehen Maschkes Schreibmodi und deren Ausdrucksmöglichkeiten, im zweiten Teil die Themen seines Schreibens im Mittelpunkt. Auf diese Weise wird deutlich, dass die Schriftstücke Maschke auf ganz verschiedenen, zwischen Fakt und Fiktion changierenden Ebenen als Medium von Selbstermächtigung und Selbstreflexion fungieren.

Schlüsselwörter: Briefeschreiben; Fürst-Donnersmarck-Stiftung; Schriftbildlichkeit; Selbstermächtigung; Selbstreflexion

Participating, Rousing, Telling

Manfred Maschke's Letter Writing

Abstract in English

The article focusses on the documents of Manfred Maschke from Berlin, who has lived in care facilities for people with disabilities since his second year of life and who has been writing persistently for 30 years against his exclusion. The basis for this is, firstly, a corpus of more than 100 pieces of writing deposited in the archives of the Fürst-Donnersmarck Foundation and, secondly, conversations with the author himself. The first part of the article focuses on Maschke's writing modes and their possibilities of expression, the second part on the themes of his writing. In this way, it becomes clear that Maschke's writings serve as a medium of self-empowerment and self-reflection on very different levels, oscillating between fact and fiction.

Keywords: Letter Writing; Fürst-Donnersmarck Foundation; Writing and Imagery; Self-Empowerment; Self-Reflection

„Sind Sie nicht indressiert einem
KörperBehinderten Rosstuhlfahrer kennen zu
lernen, und mit ihm dadurch Konntackt
auf zu bauen?“ (aus einem Brief von M. Maschke)

Seit nahezu vierzig Jahren schreibt Manfred Maschke Briefe, Kurzmitteilungen und tagebuchartige Aufzeichnungen, die er in manchen Fällen mit Zeichnungen illustriert. Es müssen unzählige Schriftstücke sein, die er in dieser Zeit mit der Schreibmaschine, mit Faserstiften oder Kugelschreibern verfasst hat. Nicht nur Freunde und Bekannte waren seine Adressat*innen, sondern auch das Betreuungspersonal der Wohneinrichtungen, in denen er lebte und lebt. In seinen Schreiben schildert M. Maschke in teils kritischer, teils humorvoller und zuweilen fiktiver Art seinen Alltag. Daneben schreibt er aber auch Briefe an offizielle Stellen (Politiker*innen und Behörden), bei denen er sich über Missstände und die gesellschaftliche Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen beklagt. Auf die allermeisten seiner Briefe bekommt M. Maschke keine Antwort. Dies hält ihn jedoch ebenso wenig vom Weiterschreiben ab wie seine körperliche Beeinträchtigung. M. Maschke ist von Geburt an spastisch gelähmt, sitzt im Rollstuhl und ist in seinem Leben zunehmend von motorischen Einschränkungen betroffen.

Dass wir von den Briefen M. Maschkes wissen, ist größtenteils dem Zufall zu verdanken. Der Sommer 2022 war bekanntlich nicht ausschließlich heiß und trocken. Immer wieder gab es Starkregenereignisse, die zu Überschwemmungen führten, so auch in Berlin. Die Feuchtigkeit setzte sich in den Kellern der Altbauten fest, nicht zuletzt im Archiv des Ambulant betreuten Wohnens (AbW) der Fürst Donnersmarck-Stiftung (FDST). Der Archivar der Stiftung, einer der Autoren dieses Artikels, war genötigt etwas zu unternehmen, denn Papier und Wasser sind eine schlechte Kombination. Aufgrund seiner Materialeigenschaften nimmt Papier Feuchtigkeit rasch auf und speichert sie. Das Ergebnis sind gewellte Blätter, auf denen sich bald auch Schimmelsporen festsetzen, die das Papier langsam, aber sicher zerstören. So war dies auch bei den genannten Archivakten, die aus diesem Grund gesichert werden mussten.

Bei der Sichtung der Archivbestände – Budgetunterlagen, Verwaltungsschriften aber auch Personenakten von Bewohner*innen der Stiftungseinrichtungen – fiel uns ein Ordner besonders auf, der mit „Briefe von Manfred“ beschriftet war. Darin entdeckten wir einen ganzen Stapel von Briefen, die – wie sich später herausstellte – von M. Maschke stammten. Wir nahmen uns vor, dieses Material nicht nur schlicht vor dem Verfall, sondern auch vor dem Vergessen zu bewahren¹. Dabei setzten wir uns zum Ziel, die Briefe gemeinsam mit M. Maschke publik zu machen bzw. sie aus einer literatur- und kulturwissenschaftlichen Perspektive zu betrachten, wie wir sie aktuell noch kaum bis gar nicht praktiziert sehen². Für unser Vorhaben anregen ließen wir uns neben einschlägiger Forschungsliteratur zu Schrift und Materialität, zum literarischen Genre Brief und zu faktuellem bzw. autobiographischem und fiktionalem Schreiben u.a. von der Anthologie *Briefe an die heile Welt. Behinderte schreiben an (sogenannte) Nichtbehinderte* von Barbara Lister und Ernst Klee³.

Der folgende Artikel beabsichtigt daher, M. Maschke als einen Briefeschreiber vorzustellen und einen ersten kulturphilologischen Zugang zu seinen Texten zu bieten. Entsprechend dem für die Disability Studies ‚klassischen‘ Diktum „Nothing About Us Without Us“ haben wir uns dabei von vornherein gemeinsam mit M. Maschke auf den Weg gemacht. Zusammen mit ihm haben wir seine Briefe gelesen, die Akten durchgesehen, in denen andere über ihn geschrieben haben und mit ihm Gespräche darüber geführt, wie er zum Schreiben kam, welche Absichten er damit verfolgt, wie es weitergeht und was er von dem hält, was wir zu seinen Texten gern herausstellen möchten.

Der Artikel behandelt zunächst einige Rahmenbedingungen von M. Maschkes Schreiben. Dabei wird erstens thematisiert, mit welchen Schreibgeräten er seine Briefe und Mitteilungen verfasst, wie sich ihre Beschaffenheit auf die Ausdrucksmöglichkeiten auswirkt und welche Rückschlüsse das Schriftbild der Briefe

M. Maschkes auf seine Schreibstrategien zulassen. In einem zweiten Abschnitt wird dann näher auf die Inhalte seiner Texte eingegangen. Hier rücken vor allem die grundsätzlichen Anliegen, die Adressat*innen seines Schreibens und die Grenzgänge M. Maschkes zwischen Fakt und Fiktion in den Mittelpunkt.

I.

Anhand der Briefe M. Maschkes lässt sich exemplarisch beobachten, was passiert, wenn das komplexe Zusammenspiel von geistigen, körperlichen und technischen Faktoren, das zum Schreiben nötig ist, zum Teil in seinen Funktionen beeinträchtigt ist und zudem von Dritten behindert wird. Es lässt sich an ihnen aber genauso beobachten, wie sich ein Mensch mit Behinderung gegenüber seinen Benachteiligungen behauptet.

Lange Zeit wurde M. Maschke von den Einrichtungen, denen er in Berlin anvertraut war, als „nicht förderbar“⁴ eingeschätzt und seine Schulbildung deshalb vernachlässigt. Dies änderte sich erst, als er als Jugendlicher in ein Internat am Bodensee kam. „Richtig eingeschult“, so Maschke im Gespräch, also „zur Schule gegangen, so wie die Kinder, bin ich am Bodensee in die Heimsonderschule Föhrnebühl, bei den Anthroposophen“⁵. Damals, so erinnert sich Maschke weiter und so lässt es sich auch den Akten entnehmen, war er bereits 13 Jahre alt. Erst zu diesem späten Zeitpunkt bekam Maschke Unterricht in Deutsch und Mathematik. Den jährlichen Schulberichten ist zu entnehmen, dass Maschke großes Interesse am Unterricht zeigte und sehr schnell Fortschritte machte⁶. Dabei war das Spektrum des Unterrichtsstoffes breit gefasst. Bereits in seinem ersten Schuljahr 1971/1972 nahm er in Geographie „Asien und Amerika“, in Biologie „Auge und Ohr“, in Geschichte das „Mittelalter“, in Deutsch „Grammatik“ sowie „Goethes Kindheit und Jugend“, in Chemie „Verbrennung, Salze, Wasser“ und in Kunstgeschichte „Plastik, Ägypten, Griechenland“ und die „Malerei des frühen Mittelalters“ durch⁷. Ergänzt wurde der Unterricht durch eher lebenspraktisch ausgerichtete Einheiten in Handarbeit, Werken, Eurythmie und Sport. Ein ehemaliger Lehrer, den wir kontaktieren konnten, berichtete zudem von Theaterbesuchen von Stücken Goethes und Kleists sowie von Exkursionen, etwa zu Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar und zum Goetheanum in Dornach in der Schweiz. Insgesamt durchliefen M. Maschke und seine Mitschüler*innen somit ein intensives, klassisch-bildungsbürgerlich orientiertes Bildungsprogramm.

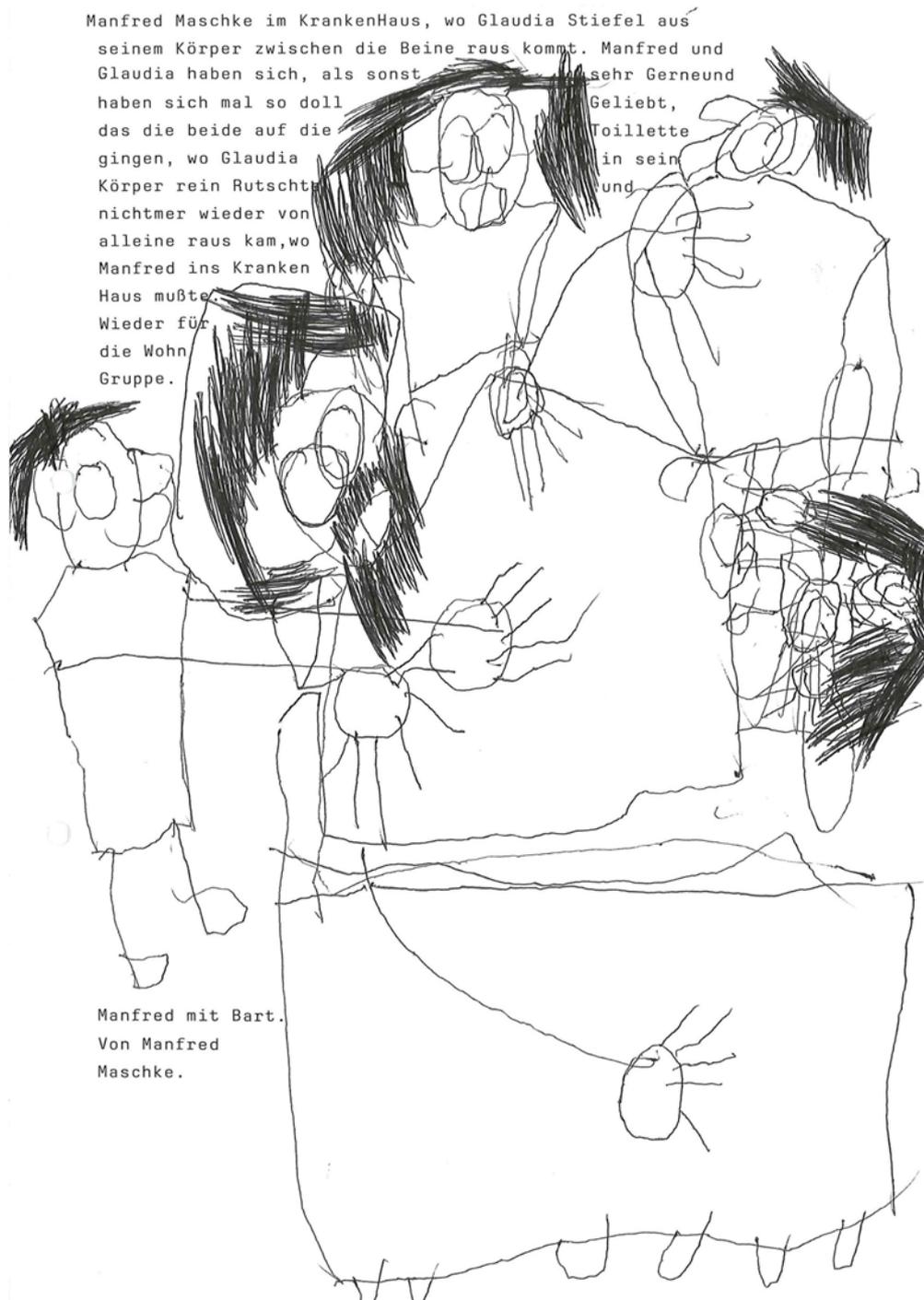
Bereits den Schulberichten lässt sich entnehmen, dass M. Maschke intensiv und täglich schreibt: „Er schont sich nie und ist nach einer halben Stunde Schreiben täglich naßgeschwitzt“⁸, heißt es in einem der Berichte. Trotz aller Mühen und Widerstände drängt es M. Maschke zum geschriebenen Wort. Am Anfang geht es um das Schreiben mit der Hand, das Erlernen der Buchstaben und der Rechtschreibung. Im Schriftbild seiner Handschrift macht sich dabei bis heute die zunächst vernachlässigte und erst verspätet einsetzende Schulbildung bemerkbar. M. Maschke schreibt in Blockbuchstaben, die so groß sind, dass nur wenige Wörter in eine Zeile und nur wenige Zeilen untereinander auf ein DIN A4-Blatt passen. Auf einer Seite notiert M. Maschke selten mehr als 20 bis 30 Wörter, und so benötigt er für längere Texte mehrere Seiten, die in der Regel von ihm durchnummeriert werden. Die Buchstaben seiner Handschrift haben weniger den Charakter, in einem Zug geschrieben als einzeln gezeichnet zu sein. Beispielsweise haben die waagrechten Linien der Buchstaben „A“, „E“, „F“ und „H“ Überlängen und ragen über die diagonalen bzw. vertikalen Linien hinaus. Auch stehen sie nicht auf einer Zeile, sondern tendieren von rechts oben nach links unten und drängen sich am rechten unteren Blattrand; einzelne Buchstaben bis ganze Wörter laufen über die Zeilen hinweg ineinander. Im Ganzen ergibt sich so ein Schriftbild, das an abstrakte Kalligraphien oder Werke von Cy Twombly erinnert⁹. Wie bei diesem macht das Schriftbild der Texte M. Maschkes auf die unhintergehbaren Produktionsbedingungen von Schrift aufmerksam, die sich einem komplexen Zusammenspiel von Sprache, Gestik, Schreibgeräten und Schrifträgern verdanken¹⁰. Dieser Vergleich geht aber nicht ganz auf, denn während in den Bildern von Twombly diese Produktionsbedingungen inszeniert werden, treten sie in den Manuskripten von M. Maschke unverfälscht in Erscheinung. Seine Handschrift macht sichtbar, was passiert, wenn ein Mensch in den Möglichkeiten sich Ausdruck zu verschaffen, behindert wird. Mehr noch: In der Schwierigkeit, die Handschriften M. Maschkes zu entziffern, wiederholt sich beim Lesen der Texte der Aufwand, der für ihn damit verbunden ist, die Buchstaben aufs Papier zu bringen. Damit eröffnet M. Maschke

mit seinen Manuskripten Außenstehenden die Möglichkeit, seine körperliche Beeinträchtigung nachzuvollziehen.

Allerdings kommt es M. Maschke in seinem Schreiben nicht nur auf diese performative Dimension der Schrift, die sich im Schriftbild ausdrückt, an. Natürlich schreibt er, um sich über den Inhalt der Schrift mitzuteilen. Hierzu bedient er sich bereits seit seiner Schulzeit elektrischer Schreibmaschinen, die nach wie vor das wichtigste Schreibinstrument von M. Maschke sind. Mit ihnen entstehen Texte, die auch äußerlich den Konventionen entsprechen, die für die jeweiligen Textsorten gelten. So enthalten seine Briefe alle für sie zentralen Elemente wie Datumszeile, Anrede, Haupttext, Grußformel und Unterschrift (die meist auch getippt ist). Diese getippte Unterschrift macht dabei auf ein zentrales Element des Schreibmaschinenschreibens aufmerksam. Dieses ist für M. Maschke nicht nur weniger aufwändig. Er produziert mit den einheitlichen Typen der Maschine zudem Schriftstücke, denen nicht anzusehen ist, dass er – aus den genannten Gründen – in seinen Möglichkeiten sich schriftlich auszudrücken beeinträchtigt wurde. Das Kalkül ist also nicht nur eine Erleichterung des Schreibprozesses. M. Maschke macht es seinen Adressat*innen damit auch schwerer, seine Schriften zu ignorieren und abzutun, was allerdings dennoch geschieht. Doch dazu später mehr.

In einer dritten Sorte von Dokumenten vereint M. Maschke die beiden bis hierhin beschriebenen Formen des Arbeitens mit der Schreibmaschine und mit der Hand. Denn neben Schriften produziert M. Maschke auch Schrift-Bilder, Zeichnungen, die mit erläuternden Texten illustriert sind. In seinen Zeichnungen visualisiert M. Maschke sowohl erlebte als auch fiktive Situationen. Mal wird ein Besuch beim Zahnarzt geschildert; mal wie M. Maschke ganz surreal seine frühere Partnerin Claudia S. im Krankenhaus zur Welt bringt. Die expressiven Strichzeichnungen bringt M. Maschke mit Kugelschreibern und Faserstiften aufs Papier und wie bei seinen Handschriften lassen sich die Motive nicht auf den ersten Blick erschließen. So verwickelt M. Maschke die Betrachter*innen auch hier in einen Entzifferungsprozess, der bewirkt, dass sie sich mit den Motiven eingehender befassen müssen, um sie zu dechiffrieren. Die Texte, die Maschke in vielen Fällen mit der Maschine zu den Zeichnungen schreibt, erleichtern diesen Prozess und fügen eine weitere Ebene zu den Bildern hinzu. Denn wo diese aufgrund ihrer Medialität statisch bleiben, enthalten die Texte Handlungselemente, die die Zeichnungen dynamisieren. In seinen Schrift-Bildern kombiniert und mobilisiert M. Maschke also bewusst die unterschiedlichen medialen Möglichkeiten dieser beiden komplementären Ausdrucksmöglichkeiten.

Aus der Anordnung von Bild und Schrift lässt sich aber noch ein weiterer Schluss ziehen: der, dass die Schriftbilder für M. Maschke ein selbstreflexives Potenzial haben. Die mit der Maschine geschriebenen Texte werden von Maschke um die Bilder herum komponiert. Dies legt nahe, dass er sie erst schrieb, nachdem er die Bilder gezeichnet hatte. Zeitlich versetzt nimmt er daher schreibend nochmals Bezug auf das zuvor Gezeichnete und kommentiert das selbst, was er zuvor in einem anderen Medium zum Ausdruck gebracht hat.



© Manfred Maschke

Insgesamt fällt auf, dass M. Maschke seltener mit der Hand schreibt und zeichnet. Möglicherweise ist das Schreiben mit der Hand für ihn mittlerweile auch eine ‚Notlösung‘, was mit den Tücken des Schreibens mit der Schreibmaschine zu tun hat. Denn dafür sind mehr Utensilien nötig als für die Handschrift: neben der Schreibmaschine selbst auch die passenden Farbbänder, die im Zuge der Digitalisierung des Schreibens immer seltener und auch teurer werden. M. Maschkes Schreiben ist also nicht nur deshalb prekär, weil es am Rand der Gesellschaft stattfindet und weil das, was er schreibt, in der Regel kaum bis gar nicht beachtet, höchstens im Archiv und zu einem guten Teil sicher auch im Papierkorb landet. Es ist auch prekär, weil die technischen Voraussetzungen für sein Schreiben mehr und mehr verschwinden. In Ermangelung geeigneter

Schreibmaterialien ist M. Maschkes Schreiben daher in der Vergangenheit wiederholt zum Erliegen gekommen.

Die naheliegende Lösung dieses misslichen Umstands wäre es, einen Computer zu benutzen. Das Schreiben auf diesem war bis vor kurzem für M. Maschke allerdings „sehr schwierig und anders als mit der Schreibmaschine“¹¹. Vor allem der Umgang mit einer herkömmlichen Maus ist für Maschke unmöglich und eine auf seine Bedürfnisse angepasste Maus ist teuer und noch nicht angeschafft. Mittlerweile hat M. Maschke mit der Unterstützung einer Betreuerin dennoch erste Geschichten auf dem Computer geschrieben. Das Versenden von E-Mails möchte er lernen. „Die Schreibmaschine bleibt (aber) erstmal da“¹², denn bis auf weiteres ist sie das wichtigste Instrument für M. Maschke, um sich auszudrücken und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben.

Ein anderes Problem ist die Wahrnehmung, welche die Briefe und Mitteilungen von M. Maschke erfahren und die selbstverständlich genauso darüber entscheidet, ob er an der sogenannten Mehrheitsgesellschaft partizipieren kann. Dabei muss zwischen den Briefen differenziert werden, die er an die Mitarbeiter*innen der Einrichtungen schreibt, in denen er lebt und solchen, die er an öffentliche Stellen richtet. Denn die Schreiben an die Mitarbeiter*innen wurden und werden nach Aussagen der Betreuer*innen in der Regel gelesen, aber mündlich beantwortet. Immerhin wurden einige Schreiben von M. Maschke aufgehoben: Es handelt sich bei ihnen um die, die wir in dem Aktenkeller gefunden haben. Doch die Überlieferungslücken in den Ordnern lassen auch den Schluss zu, dass viele dieser internen Schreiben entsorgt wurden. Das Schreiben erfüllt aus Sicht der Adressat*innen offenbar eher eine kommunikative Funktion und wird nicht als schriftstellerische Manifestation wahrgenommen. Bei der Frage, wie oft seine Briefe an öffentliche Stellen beantwortet wurden, muss M. Maschke in unserem Interview lachen. Unter den überlieferten Briefen lassen sich solche Antworten dann auch fast gar nicht finden. M. Maschke lässt sich von beidem aber wenig beirren und schreibt weiter. Seine Briefe lassen sich deshalb auch als eine subversive Praxis der Selbstermächtigung interpretieren – als ein zwar leiser, aber stetig wiederholter Protest gegen die Exklusion von Menschen mit Behinderung.

II.

M. Maschkes Briefe führen fortgesetzte Gespräche über Themen, zu denen er sich bereits vorher mit den in der Schreibsituation abwesenden Adressat*innen auseinandergesetzt hat. Grundsätzlich dominiert bei ihm ein starker Akzent auf die eigene Emanzipation bzw. auf das Bemühen um eine gezielte Veränderung eines kritisch gesehenen persönlichen sozialen Umfelds. M. Maschke möchte mit seinen Schreiben Verbesserungen erreichen, sowohl im öffentlichen als auch im privaten und intimen Bereich. In den Briefen taucht der Wunsch nach Erfüllung von Grundbedürfnissen auf, wie er sie wohl mit denen der allermeisten Menschen teilen dürfte. M. Maschke möchte: Unterwegs sein. Etwas erleben. Spaß haben. Feste feiern. Freunde finden. Sich zu Hause fühlen. Etwas Leckeres essen. Mit einer Partnerin zusammenleben. Sexuell aktiv sein. Aus seinen Zeilen spricht aber auch, dass sich sein Alltag häufig genau gegenteilig gestaltet. Anstatt freier Bahnen türmen sich Barrieren vor ihm auf; anstelle von Mitbestimmung erlebt er Bevormundung; anstatt Gemeinschaft erfährt er Entfremdung und Isolation. Endlich mit seiner Verlobten zusammenziehen; endlich seinem Lieblingsbetreuer in dessen neue Einrichtung folgen; endlich an jeder S- und U-Bahn-Station in Berlin aussteigen können, ohne befürchten zu müssen, dass sie nicht rollstuhlgängig ist – so lauten einige seiner ihm wichtigen Wünsche, denen er mit seinen Briefen Ausdruck verleiht. Adressiert sind seine Texte entsprechend an die Personen, die in Dingen wie den genannten Entscheidungen bewirken und Wandel herbeiführen könnten: an Betreuer*innen seiner Wohngruppe, an Mitarbeiter*innen in der Stadtverwaltung und an Redaktionen in der Zeitungslandschaft Berlins. Das Textkorpus legt aber nahe, dass viele seiner Schreiben unbeantwortet bleiben, besonders jene, die er an öffentliche Stellen richtete. Dazu sind einige abschlägige Gegenbriefe dokumentiert. Doch M. Maschkes Briefe zeigen auch, wie er sich so schnell nicht abweisen lässt. Häufig nimmt er auf vorangegangene Schreiben Bezug oder fordert seine Adressat*innen ausdrücklich dazu auf, seine Anliegen nicht unbearbeitet liegen zu lassen bzw. sie gleich ganz zu vergessen. Doch scheint der Erfolg seiner Schreiben insgesamt relativ überschaubar gewesen zu sein.

Mit der Zeit verlegt sich M. Maschke wohl vor allem deswegen vermehrt auf eine Art des Briefeschreibens, bei dem er die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion zunehmend verwischt¹³. Während sich seine Alltagsrealität, so scheint es, durch seine Eingaben nur überaus mühsam bis gar nicht verändern lässt, wandelt seine Fantasie die Konturen seines näheren wie weiteren sozialen Umfelds in seiner Imagination nur umso auffälliger ab. Da wird ausgelassen Fasching, Verlobung und Hochzeit, Weihnachten und Ostern (samt fliegender Ostereier) gefeiert; da werden Ausflüge zum Kaffeetrinken, in die Kneipe, ins Kino, auf den Jahrmarkt oder in den Zoo und dazu Sightseeing-Touren, Dampferschiffsrundfahrten und Sommerurlaube unternommen; da rauscht plötzlich ein lebendiges, sprechendes, fliegendes Auto mitten durch sein Zimmer. Diese surrealen Szenen, die M. Maschke häufig am Ende seiner Schreiben als Fiktionen ausdrücklich markiert (meistens mit der, auch einem gewissen Selbstschutz dienenden, Formel „[Wieder] Ausgedacht von M.“) fallen aber keineswegs stets derartig vergnüglich aus¹⁴. Neben diesen komisch-skurrilen Momenten sind in den Briefen immer wieder auch alpträumhafte Horror-Episoden ausgestaltet. Dieses Wechselspiel betrifft aber weniger M. Maschke selbst als vielmehr die Person von Harri, wohl einer seiner Betreuer. Offensichtlich scheint es sich bei dem Verhältnis des Briefeschreibers zu diesem Harri um eine Art ‚Hassliebe‘ zu handeln, bei der Zu- und Abneigung und die entsprechenden fiktionalen Zuschreibungen in den Briefen stetig abwechseln. Zum einen dichtet M. Maschke Harri vielfache Frauenbekannt- und -liebschaften an, die ihn als eine äußerst attraktive und bald zu sehr umschwärmte Figur erscheinen lassen; an einer Stelle möchte er ihn, nicht ohne Augenzwinkern, sogar selbst heiraten. Zum anderen erscheint Harri durch das, was ihm in den Briefen widerfährt, wiederholt in Mitleidenschaft gezogen. Dass er mehrfach ‚Lebensmittel‘ vorgesetzt bekommt, die einen kaum genießbaren Eindruck machen, zum Beispiel „Stinker Käse mit Gras und Haare vom Besen“ und „Puppensalat mit Eier und Buntzelbrot“, gehört dabei noch zu den eher harmlosen Vorkommnissen. An anderen Stellen malt sich M. Maschke etwa aus, wie Harri die Fußnägel gezogen und neue wieder eingesetzt bekommt; wie er in eine Waschmaschine, in einen Kühlschrank oder in einen Kinderwagen gezwängt wird; oder gar, wie er im Kochtopf oder im Backofen landet, um danach von seiner Wohngruppe kannibalisch verzehrt zu werden. M. Maschke geht es darum, Subjekt- und Objekt-Perspektiven bzw. Hierarchien zwischen der betreuenden und der betreuten Person zumindest in der Fiktion umzukehren. Während sich M. Maschke außerhalb der Briefe gezwungen sieht, hauptsächlich ‚mit sich machen zu lassen‘, bereitet es ihm auf dem Papier großes Vergnügen, selbst fiktive Dinge mit den Bezugspersonen aus seinem näheren Umfeld anzustellen, die diesen Figuren je nach Laune entweder große Freude bereiten oder ihnen nicht mindere Schmerzen zufügen. Dazu passt, dass sie in seinem Schreiben teilweise selbst zu betreuten Personen werden, zum Beispiel, indem sie Besuch ausgerechnet von der Sozialstation erhalten, die sie realiter als selbst Besuchende vertreten. Von daher lässt sich M. Maschkes Briefeschreiben durchaus als eine Form von „Selbstermächtigung durch Selbst-Repräsentation“ (Berrit Callsen, 2020) deuten – besonders im Rahmen einer nicht ‚verkehrten‘, sondern einer eher ‚umgedrehten‘ fiktiven Welt, in der die entscheidende ‚Agency‘ einmal nicht bei der Sonderinstitution, sondern bei M. Maschke selbst liegt¹⁵.

Ein ähnliches Wechselspiel der Gefühle und Sympathien lassen die Briefe auch hinsichtlich der Beziehung M. Maschkes zu seiner einstigen Verlobten Claudia S. vermuten. Jedoch scheint das Verhältnis hier etwas anders sortiert zu sein. Auf der einen Seite stehen die alltagsweltlichen Realitäten, die sich zwischen den beiden, aber vor allem in der Organisation ihrer Beziehung, alles andere als unkompliziert gestalten. Claudia S., selbst körperlich beeinträchtigt, lebt auch als Erwachsene immer noch in dem Kinderheim, in dem sie aufgewachsen ist. Eine andere Unterkunft wurde für sie noch nicht gefunden, ein untragbarer Zustand. M. Maschke möchte gern mit ihr zusammenziehen, was ihm wiederholt verwehrt wird; auch seine Besuche bei ihr sind alles andere als einfach in ihrer Planung mit dem Betreuungspersonal. Dazu kommt eine Reihe von Irrungen und Wirrungen, wie sie in so vielen Liebesbeziehungen typisch sind: Missverständnisse zwischen den beiden; Uneinigkeit über das richtige Maß von Nähe und Distanz; konkurrierende Gefühle M. Maschkes auch für Dritte, wie für seine Betreuerin Alfie; Geld-, Logistik- und Zeitprobleme. Trotzdem zeigt M. Maschke auch hier ein hohes Maß an Durchhaltevermögen. Zwar sieht er es gegenüber seinen Betreuern, „voll ein“, „das ich euch zu viel von der Claudia erzähle, wo es euch auf Dauer zu sehr auch Nervt“. Trotzdem hält er diese Insistenz aufgrund der Liebe zu seiner Partnerin und des dringlichen Wunsches, zu ihr ziehen zu können, für mehr als nur gerechtfertigt: Er möchte „mit Claudia genauso zusammen Leben, als Mann und Frau, wie alle andere Leuten, da möchte ich nichtmer so weiterhin zuschauen, wie andere Leute als Mann und Frau zusammen leben“. Doch obwohl seine Wünsche für die Beziehung mit Claudia S., wie er einleuchtend schreibt, sich nicht anders gestalten als die von allen anderen, bleiben auch sie allem Anschein

nach unerfüllt. Als Ausweg bleibt M. Maschke einmal mehr die erzählerische Fiktion, der er sich besonders eindrücklich in einer „Geschichte, teilweise Fantasie und teilweise Wahr“ bedient, die er zum fünfjährigen Jubiläum der Beziehung zu Claudia S. schreibt. Auch in ihr sitzen die beiden bezeichnenderweise weiter „im Rollstuhl“, wohnen jetzt aber als Ehepaar „zusammen in eine sehr Schöne Hübsche Große Wohnung und sind mit einander sehr Glücklich und sehr zufrieden“. Jegliche materiellen Sorgen scheinen sich verflüchtigt zu haben: M. Maschke arbeitet jetzt als „Zahn Artzt im Mosaik Werckstatt“ und verdient damit nichts weniger als „Milliarden DM“, die er teilweise spart, teilweise für Weltreisen zusammen mit seiner Frau einsetzt. Weitaus weniger fiktional dürften die Passagen geschrieben sein, in denen M. Maschke Liebkosungen zwischen seiner Frau und ihm schildert. „Immer wenn ich die Claudia um Arme, Kitzelt die mit ihre Haare mir ins Gesicht und ihre hände sind sehr schön Weich und sehr Zahrt und warm, die kitzeln mir überall am ganzem Körper ..., es tut mir auch sehr gut.“ Während also M. Maschkes „Fanntasie“ vor allem die lebensweltlichen Hintergründe seiner Liebesbeziehung radikal umgestaltet, scheinen die körperlichen Dispositionen von Claudia und ihm in seiner Geschichte von den faktualen Lebensumständen wohl gar nicht so weit entfernt: Auch in der literarischen Phantastik bleiben sie in erster Linie einander innig zugewandte Menschen mit bestimmten körperlichen Merkmalen, die sie aber als einen ihnen eng vertrauten, nicht wegzudenkenden Teil ihrer Persönlichkeiten einschätzen¹⁶. Was sich in der Fiktion radikal ändert, ist vor allem das soziale Umfeld – in einer eigenen Wohnung, ohne Betreuungspersonal, und ohne jegliche Geld-, Zeit- und Gängelungssorgen. Die eigene körperliche Beeinträchtigung erscheint M. Maschke also auch in der Fiktion als etwas, das zu seinem Leben mit dazugehört und an dem er augenscheinlich auch mit fiktiven Mitteln gar nichts umgestalten möchte. Seine Veränderungswünsche beziehen sich stattdessen hier wie dort stets darauf, in seinen Grundbedürfnissen ernst genommen zu werden; hier vor allem im liebevollen Hingezogensein zu seiner damaligen Verlobten.

M. Maschkes Briefe erlauben seltene Einblicke in eine Welt, die Außenstehenden oftmals verborgen bleibt: Die Lebensumstände marginalisierter Menschen, die mit physischen und psychischen Beeinträchtigungen in Sondereinrichtungen für Behinderte leben. Dass dieser Einblick ungewöhnlich ist, hat einen Grund: Schrift- und Bilddokumente von Menschen mit Behinderung sind nicht nur an und für sich selten, sondern werden anders, offensichtlich geringer bewertet als Dokumente von Menschen ohne Behinderung. Briefe wie die M. Maschkes gelangen in der Regel in kein Archiv und dementsprechend wenig ist allgemein aus Selbstzeugnissen über die Lebensrealität von Menschen mit Behinderung bekannt, und davon, wie sie ihre Position in der Gesellschaft und den Blick der anderen auf sie erleben.

Immerhin ist eine Reihe der Briefe von M. Maschke erhalten geblieben und nun archiviert. Und M. Maschke schreibt weiter, im Moment an seiner Biographie. Vor kurzem entstand zudem „Eine selbstausgedachte Katzengeschichte“. Sie endet so: „Zum laut vorlesen an alle hier. Jetzt bitte nicht ganz vergessen und nicht löschen, also BITTE nicht weg werfen. Danke schön. ... Denkt alle bitte jetzt fest daran.“

Anmerkungen

¹ Die Briefe von Manfred Maschke sind zwischenzeitlich im Archiv der FDST unter der Signatur wob-155 archiviert. Die in dem Artikel zitierten Briefe stammen aus diesem Bestand und werden der Lesbarkeit halber nicht eigens ausgewiesen. Neben den Briefen liegt dem Artikel noch die unter wob-216 archivierte Personenakte M. Maschkes zu Grunde, die wir mit seinem Einverständnis einsehen durften. Zudem führten wir mit M. Maschke am 21.6.2023 ein Interview, das transkribiert vorliegt. Die Quellen können – die Einverständniserklärung von M. Maschke vorausgesetzt – nach Terminvereinbarung im Stiftungsarchiv der FDST eingesehen werden (<https://www.fdst.de/geschichte/stiftungsarchiv/>).

² Die deutschsprachigen bzw. germanistischen Literary Disability Studies konzentrieren sich im Moment vor allem darauf, den Kanon der ‚Höhenkamm‘-Literatur bzw. Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur auf das Thema Behinderung hin neu zu bewerten; von einer entschiedenen Ausweitung des Korpus auf Texte wie die von M. Maschke kann aktuell (noch?) kaum die Rede sein. Vgl. exemplarisch U. Helduser (2022): Literatur-

und Sprachwissenschaften in den Disability Studies. In A. Waldschmidt (Hrsg.), *Handbuch Disability Studies* (S. 219–233). Springer; die Beiträge in M. Luserke-Jaqui (Hrsg.) (2019), *Literary Disability Studies. Theorie und Praxis in der Literaturwissenschaft*. Königshausen und Neumann sowie die Projektbeschreibung des laufenden DFG-Netzwerks „Inklusive Philologie. Literary Disability Studies im deutschsprachigen Raum“ (2023–2025): <https://germanistik.uni-greifswald.de/institut/arbeitsbereiche/neuere-deutsche-literatur/dfg-netzwerk-inklusive-philologie-literary-disability-studies-im-deutschsprachigen-raum/>

³ B. Lister (Hrsg.) (1981), *Briefe an die heile Welt. Behinderte schreiben an (sogenannte) Nichtbehinderte*. Nachwort von E. Klee. Eichborn. Vgl. zu der weiteren konsultierten Forschungsliteratur die nachfolgenden Anmerkungen.

⁴ Archiv der FDST: wob-216.

⁵ Interview mit M. Maschke vom 21.6.2023.

⁶ Archiv der FDST: wob-216.

⁷ Archiv der FDST: wob-216.

⁸ Archiv der FDST: wob-216.

⁹ R. Barthes (1983). *Cy Twombly*. Merve.

¹⁰ R. Campe (1991). Die Schreibszene. Schreiben. In H. U. Gumbrecht und K. L. Pfeiffer (Hrsg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie* (S. 759–772). Suhrkamp.

¹¹ Interview mit M. Maschke vom 21.6.2023.

¹² Interview mit M. Maschke vom 21.6.2023.

¹³ Siehe zum Changieren des Genres Brief „zwischen Gebrauchswert und Literarizität, Faktualität und Fiktionalität, Privatheit und Öffentlichkeit“ einfürend Schuster, J. (2020). Dokument und Literarizität – Briefe als Gegenstand der Literaturwissenschaft. In M. I. Matthews-Schlinzig, J. Schuster, G. Steinbrink, J. Strobel (Hrsg.), *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* (S. 5–18, hier S. 8). De Gruyter.

¹⁴ Siehe zu (fiktionalen) Briefen als „ästhetische Schutzräume“ bzw. als „textuelle Kokons ...“, in die sich die Schreiber*innen verweben und in denen sie zugleich aufgehen“ in Schuster, J. (2020). Dokument und Literarizität – Briefe als Gegenstand der Literaturwissenschaft. In M. I. Matthews-Schlinzig, J. Schuster, G. Steinbrink, J. Strobel (Hrsg.), *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* (S. 5–18, hier S. 16). De Gruyter.

¹⁵ Callsen, B. (2020). (Auto-)Biographie und Erfahrungsbericht. In S. Hartwig (Hrsg.), *Behinderung. Kulturwissenschaftliches Handbuch* (S. 357–364, hier S. 359). Metzler.

¹⁶ Vgl. zu den Unterschieden zwischen beiden Schreibmodi grundlegend das Kapitel „Faktuales und fiktionales Erzählen“ in M. Martínez & M. Scheffel (2019). *Einführung in die Erzähltheorie* (S. 11–22). (11. Aufl.). Beck.

Literatur

Barthes, R. (1983). *Cy Twombly*. Merve.

- Callsen, B. (2020). (Auto-)Biographie und Erfahrungsbericht. In S. Hartwig (Hrsg.), *Behinderung. Kulturwissenschaftliches Handbuch* (S. 357–364). Metzler.
- Campe, R. (1991). Die Schreibszene. Schreiben. In H. U. Gumbrecht und K. L. Pfeiffer (Hrsg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie* (S. 759–772). Suhrkamp.
- Institut für Deutsche Philologie (2023, 1. Januar). *DFG-Netzwerk „Inklusive Philologie. Literary Disability Studies im deutschsprachigen Raum“*. Institut für Deutsche Philologie. Universität Greifswald. <https://germanistik.uni-greifswald.de/institut/arbeitsbereiche/neuere-deutsche-literatur/dfg-netzwerk-inklusive-philologie-literary-disability-studies-im-deutschsprachigen-raum/>
- Helduser, U. (2022). Literatur- und Sprachwissenschaften in den Disability Studies. In A. Waldschmidt (Hrsg.), *Handbuch Disability Studies* (S. 219–233). Springer.
- Lister, B. (Hrsg.) (1981). *Briefe an die heile Welt. Behinderte schreiben an (sogenannte) Nichtbehinderte*. Nachwort von E. Klee. Eichborn.
- Luserke-Jaqui, M. (Hrsg.) (2019). *Literary Disability Studies. Theorie und Praxis in der Literaturwissenschaft*. Königshausen und Neumann.
- Martínez, M. & Scheffel M. (2019). *Einführung in die Erzähltheorie*. (11. Aufl.). Beck.
- Schuster, J. (2020). Dokument und Literarizität – Briefe als Gegenstand der Literaturwissenschaft. In M. I. Matthews-Schlinzig, J. Schuster, G. Steinbrink, J. Strobel (Hrsg.), *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* (S. 5–18). De Gruyter.

Zu den Autoren

Manfred Maschke lebt seit seiner Geburt in Berlin in Heimen. Seine Schulzeit verbrachte er im Internat Föhrenbühl der waldorfpädagogisch orientierten Camphill Schulgemeinschaften am Bodensee. Später wohnte M. Maschke in Wohngemeinschaften für Menschen mit Behinderung in Berlin und arbeitete in verschiedenen Werkstätten für Menschen mit Behinderung. Heute wohnt er im Haus am Querschlag der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Seit mehr als vierzig Jahren schreibt er Briefe und fiktionale Texte. Gegenwärtig verfasst er seine Biografie.

Kontaktadresse: Haus am Querschlag, Am Querschlag 7, 13465 Berlin-Frohnau

Dr. Johannes Görbert studierte Germanistik, Geschichte und Anglistik in Jena, Oxford und Berkeley. Promotion an der Friedrich Schlegel Graduiertenschule für literaturwissenschaftliche Studien, Freie Universität Berlin. Post-Doc Stationen u.a. in Bangkok, Freiburg und Bern. Seit 2021 Mitarbeiter am Lehrstuhl für Medical Humanities der Universität Fribourg (Schweiz).

E-Mail: johannes.goerbert@unifr.ch

Dr. Dominik Erdmann studierte Literaturwissenschaft, Geschichte sowie Wissenschafts- und Technikgeschichte in Konstanz und Berlin. Promotion zu Alexander von Humboldts Schreibtechniken an der Universität Gießen. Seit 2018 Archivar der Fürst Donnersmarck Stiftung.

E-Mail: d.erdmann@fdst.de